

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 133. — Bromberg, den 27. Juni — 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von Edmund Sabott.

Vertrieb: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XIV.

Jan Fock hatte es nicht leicht, eine passende Heuer zu finden. Das lag zum Teil daran, daß seine Papiere seit der anrüchigen Tätigkeit auf der „Mary Gaine" nicht ganz in Ordnung waren. Auf einem kleinen Frachtdampfer, der regelmäßig zwischen Genua und dem italienischen Somaliland verkehrte, hätte er ein Unterkommen finden können, aber ihm paßte weder das Schiff, noch das verdächtige Gesindel, das sich an Bord befand, noch das Fahrtziel.

Aber er stand vor der Wahl, entweder in die Bunker eines Amerikafahrers zu gehen oder in Genua zu hungern. Es war vorauszusehen, daß er die Kohlen dem Hungern vorziehen würde.

John Reusselaar aus Boston hatte eine schlichte und klanglose Einäscherung erfahren, und der auferstandene Jan Fock trug nun wieder die Tracht, die ihm am angemessensten war: eine blaue Schirmmütze, eine Wolljacke von der gleichen Farbe und weite Hosen, in deren Taschen man die Arme bis an die Ellenbogen stecken konnte. Was John Reusselaar hinterlassen hatte, war ebenfalls zu dem Trödler im Hafenviertel gewandert. Jan hatte nur das Notwendigste behalten, und das war nicht viel. Statt des Lederkoffers besaß er jetzt eine hübsche, grünlackierte tannene Kiste, die viel haltbarer war als der teuerste Koffer.

Am Abend des dritten Tages nach John Reusselaars Einäscherung schlenderte Jan, vom Hafen kommend, über die Piazza Cavour dem Seemannsheim zu, wo er jetzt wohnte, und als er in die Via Bernardo einbog, rief hinter ihm eine heisere Baßstimme: „Halloh! Jan Fock!"

Jan fuhr herum, als sei ein Kanonenschuß hinter ihm gelöst worden. Sein erster Gedanke war: Flucht! Die Nervosität seiner Hochstaplerzeit saß ihm noch in den Gliedern. Aber sein Schreck legte sich sofort: vor ihm stand Hannes Palk, mit dem er vor sechzehn Jahren Schiffsjunge auf dem „Pieter Klaas" gewesen war.

Hannes war schon damals baumlang gewesen, und seither war er noch ein gutes Stück gewachsen. Dabei war er erschreckend dürr, sein ausgetrocknetes Gesicht war braun wie eine Nuß und ledrig zerfaltet, als sei die Haut zu weit geworden. Unter seinen dünnen, weißblonden Brauen blickten die vergnügtesten Augen wasserblau und treuherzig in diese beste von allen Welten.

Hannes schwang die Mütze und umarmte Jan Fock, ohne auf die Vorübergehenden die mindeste Rücksicht zu nehmen. „Jan!" schrie er dabei. „Jan! Wat machste in Jenua?" Er stammte nämlich aus Reinickendorf bei Berlin.

Jan fand sich langsam in den Armen seines Leidensgenossen vom „Pieter Klaas" zurecht, lachte und rang sich aus der Umklammerung los.

Er sei auf der Suche nach einer menschenwürdigen Heuer, antwortete er, und laufe sich in diesem verwünschten Genua die Hacken blutig, ohne etwas Passendes zu finden.

„'ne Heuer?" rief Hannes und warf sich mit einer wilden Bewegung seine allzu blonden Haare aus der Stirn zurück. „Die sollste haben, mien Söhn!" Er wies mit der Hand über den Hafen hinweg auf einen der Piers: „Kennste noch den alten schwarzen Kasten: da drüben, die „Niobe"? Da liegtse, und wennde willst, kannste 'ne Heuer haben!"

Jan, erschüttert vor freudiger Überraschung, riß den Mund weit auf. „Seit wann liegt ihr in Genua?"

„Seit heute mittag! — Aber komm! Ich weiß hier in der Nähe ein Lokal, 'ne richtige Bierwirtschaft, Menschenskind, wode sogar Potsdamer Stange kriegen kannst. Weißte, was 'ne Potsdamer Stange is?"

„Nein."

So war Hannes Palk: Er wußte in allen Häfen der Welt den Weg, der zu der „kleinen netten Wirtschaft" führte, wo es deutsche Biere gab. Und nach der Güte dieses Bieres beurteilte er Land und Leute. Forderte man ihn auf, von den Eindrücken zu erzählen, die etwa Colombo oder Schanghai auf ihn gemacht hatten, so berichtete er lobend oder abfällig von den Erzeugnissen dortiger Brauerkunst — und damit hatte er seine Erinnerung an jene Städte ausgeschöpft.

Auf dem Wege erfuhr Jan, daß er tatsächlich auf der „Niobe" eine Heuer finden konnte. Der Steuermannsmaat sei krank geworden, erzählte Hannes, sie hätten ihn hier in Genua ins Krankenhaus schaffen müssen. Wahrscheinlich sei es mit dem armen Kerl eine sehr langwierige Geschichte, und alle, vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen, hätten gedacht, sie brächten ihn nicht mehr lebend bis nach Genua. Seine Stellung sei frei und Jan solle nur zugreifen. Auf der „Niobe" sei eine erlesene Gesellschaft beisammen, „herzige Kerle" nannte sie Hannes in einem Anflug von Zärtlichkeit.

„Und der Käppten?" erkundigte sich Jan in der Befürchtung, daß an dieser glückhaften Suppe doch irgendein Haar sein müsse.

„Kennste den ollen Vadder Süßmund? — Nee? Schade! Das is' unser Käppten. Er is' keen Döskopp, mußte wissen, sondern ein höllscher Kerl, aber's läßt sich janz nett mit ihm auskommen."

„Wann kann ich mit ihm sprechen?"

„Tja — det weeß ick nu nich . . ."

„Ist er denn nicht hier?"

„Nee, er is' vor drei Stunden 'rausjefahren nach Stade, seine Frau hat wieder mal 'n Jungen jekricht. Es is' der sechste oder siebente jlaub' ick. Aber er kommt bald wieder zurück."

„Wohin geht die Fahrt?"

„Osaka."

„Ladung?"

„Maschinen. Wir warten noch welche ab, die aus München kommen, und bis die hier sind, is' der Käppten uff Urlaub. — Willste heuern, was? Sag ja, Menschenskind! Du wirst et nich bereuen!„

Jan blieb mitten auf der Straße stehen, reichte dem langen Hannes die Hand und sagte erlöst, dankbar, begeistert: „Jawoll, Hannes! Ich komme auf die „Niobe"!"

Dann schob er seinen Arm unter den seines künftigen Kameraden, und sie wanderten gemeinsam zu der „kleinen netten Wirtschaft", wo es die Potsdamer Stange zu trinken gab.

XV.

Seit Rickenbach allmorgendlich nach Brandenburg hinausfuhr, um die dortige Werkstatt und die Lager der Tiefbaufirma kennen zu lernen, nahm Erla eine merkwürdige Gewohnheit an: Sie begab sich gegen acht Uhr früh in die Küche, machte sich dort ganz überflüssigerweise zu schaffen, traf Anordnungen, die kein Mensch von ihr verlangte, und

behielt während dieser Beschäftigung unablässig die Tür im Auge, die zur Hintertreppe führte. Läutete dann endlich der Postbote, so nahm sie sämtliche Briefschaften in Empfang, was sie sonst nie getan hatte, suchte die für sie bestimmten heraus und verschwand damit in ihrem Zimmer. Frau Marguery beobachtete diese neue Gewohnheit, ohne nach deren Grund zu fragen. Aber als sie ihrer Tochter eines Morgens einen Brief überreichen konnte, der Erlas Aufmerksamkeit entgangen war, konnte sie nicht umhin, spöttisch zu lächeln. „Du hast dir recht sonderbare Briefbekanntschaften angewöhnt, liebe Erla. — Bitte!“

Erla errötete und griff nach dem länglichen, blaßgelben Umschlag, den sie vorhin nicht beachtet hatte, weil weder seine Form noch die Farbe geschäftsmäßig aussah. Zudem roch er auffällig nach einem herben, strengen Parfüm. Die Rückseite verriet den Namen des Absenders: Egon Szamtes.

Sie schlitzte den Umschlag auf und entfaltete das Schreiben. Es enthielt nur wenige Zeilen. Herr Egon Szamtes war — wie der Briefkopf auswies — der Berliner Vertreter des Gräflich Arkanyschen Gestüts zu Szarvas in Ungarn. Er bestätigte den Empfang des „geehrten Gestrigen“ und bat um Vorstellung im Laufe des kommenden Tages.

Erla gab den Brief ihrer Mutter hinüber. „Lies bitte, Mama!“

Frau Marguery las und zuckte die Achseln. „Du wirst diesen Herrn Szamtes aufsuchen?“

„Gewiß! Ich war gestern bei Kratochwill u. Steiner, vorgestern bei der Meteor G. m. b. H., heute geh ich zu Egon Szamtes, dem Pferdehändler. Er wird sich meinen Namen vormerken wie alle anderen auch, und der zwanzigste oder dreißigste, bei dem ich mich vorstelle, wird mir vielleicht sogar einen Vertrag anbieten. Warum soll ich das nicht tun?“

„Was versprichst du dir davon?“

„Geld!“

„Leidest du Not?“

„Nein, Mama. Aber Papa hat Bedenken, ob wir uns hier am Kurfürstendamm auf die Dauer halten können. Ich will nicht, daß du den „Blue Star“ verkaufst. Ich will auf eigenen Füßen stehen und weder dich noch Papa anbetteln müssen, — also will ich Geld verdienen!“

„Und wirst nur unerquickliche Erfahrungen sammeln!“

„. . . die mir bestimmt nicht schaden werden! Dessen sei sicher!“

Frau Marguery zuckte die Achseln und wandte sich ihrem Frühstück zu. Von dem ungarischen Pferdehändler ward nicht mehr gesprochen.

Erla aber fuhr eine halbe Stunde später mit dem Autobus nach Halensee. Herr Szamtes wohnte in einem Mietshause, das mit einem verwahrlosten Vorgarten geschmückt war. In einem Fenster des Erdgeschosses lehnte ein Mann und rauchte eine Pfeife. Erla wandte sich an ihn und erhielt die Auskunft, daß Herr Szamtes im ersten Stock des Vorderhauses wohne.

Sie stieg die Treppe hinauf und läutete. Ein junges Mädchen, ein hübsches, etwas frech aussehendes Ding von sechzehn oder siebzehn Jahren öffnete und fragte hochnäsig nach ihrem Begehren. Erla antwortete mit so übertriebener Höflichkeit, daß die andere, ein wenig beschämt, die Tür weiter öffnete. „Sie kommen wegen der Stellung und wollen Herrn Szamtes sprechen?“

„Ja, wenn Sie freundlichst erlauben.“

Erla ward eingelassen und in ein kleines Zimmerchen geführt, das auf einen grauen, trübseligen Hof hinausging. In einem Nebenraum pfiff ein Mann aus Leibeskräften einen Gassenhauer. Dann schrie das Mädchen draußen über den langen Flur hinweg: „Herr Szamtes! Da is' schon wieder eine wegen der Stellung!“

Schon wieder! dachte Erla. Herr Szamtes war mit Angeboten wahrscheinlich überschüttet worden.

Irgendwo in der Wohnung rasaunte und kollerte es. Das Pfeifen war verstummt. Dann knallte eine Tür, und es wurde still.

Erla saß einem Wandspiegel grade gegenüber. Sie betrachtete sich und fand, daß dieser Herr Szamtes, der eine französisch und englisch sprechende Reisesekretärin mit „repräsentativem Äußern“ suchte, eine ausgemachte Dummheit begehen würde, wenn er sie nicht sogleich und ohne Besinnen zu dem geforderten Monatsgehalt von dreihundert Mark anstellte. In der Wohnung freilich sah es nicht nach dreihundert Mark im Monat aus. Herr Szamtes schien sehr dürftig zu wohnen, aber dieses Zimmer konnte ja auch täuschen: Erla wußte von Jörn, daß es Gestütsherren gab, die ein Heidengeld bei der Zucht verdienten, und sie entsann sich ferner, daß das Gräflich Arkanysche Gestüt einen sehr guten Namen hatte, der weit über Ungarns Grenzen berühmt war.

Sie war noch versunken in ihre Überlegungen, als das Mädchen wieder erschien und sie bat, ihr zu folgen. Erla ging über den Flur, eine Tür wurde vor ihr geöffnet, und sie betrat ein Zimmer, das zwar nicht sehr geschmackvoll, aber doch recht wohnlich ausgestattet war. Ärmlich sah es jedenfalls nicht aus. Die Bilder und der sonstige Schmuck verrieten den Beruf des Besitzers: Überall hingen Pferdeköpfe, die in Silber oder Bronze gegossen waren. Daneben befanden sich freilich auch die Bildnisse einiger berückend schöner Frauen, die spärlich bekleidet waren und verführerisch auf den Besucher herablächelten.

Herr Egon Szamtes saß hinter dem Schreibtisch und dachte gar nicht daran, sich zu erheben. Er blieb sitzen und ließ Erla näher kommen, wobei er sie betrachtete, wie er auch ein Pferd betrachtet hätte, das ihm zum Verkauf angeboten worden war. Er war ein Mann von vierzig oder fünfundvierzig Jahren. Sein Haupt war kahl bis auf einen Kranz schwarzer kurzgelockter Haare am Hinterkopf. Seine Gestalt neigte sehr zur Fülle, und die blaurasierten Backen schwappten an den Seiten herab. Die kleine Nase verschwand fast hinter den Fettpolstern. Herr Szamtes sah gutmütig und ungewaschen aus. An seinen Fingern funkelten Brillanten.

Zur Begrüßung stöhnte er rasselnd und sagte im Ton tiefster Befriedigung: „Gott sei Dank!“

„Wieso Gott sei Dank, Herr Szamtes?“

Er erhob sich endlich, und Erla gewahrte, daß seine kurzen dicken Beine leicht gekrümmt waren. „Also — ich bitte Sie, Fräulein, was sagense dazu: Sie sind die erste, die mir nich ein Bild geschickt hat, das schon mindestens zehn Jahre alt ist. Auf den Photos sehnse alle aus wiede Engelchen, und sieht manse in natura, könntense ihre eigenen Großmütter sein. Is' das 'ne Art, Fräulein?“

„Es ist eine Unverfrorenheit, Herr Szamtes!“

„Da habense's! Da war vorhin eine hier — 'ne knallgelbe Bluse und zwei Zentner . . .“ Herr Szamtes faltete erschüttert die Hände unter dem Kinn ineinander und kugelte seine Augen gen Himmel. Dann betrachtete er Erla, legte die Erschütterung ab und fragte: „Wie heißense'n eigentlich?“

„Rickenbach.“

„Erla?“

„Ja.“

„Komischer Name!“

Herr Szamtes schüttelte ihr die Hand, ging dann zum Schreibtisch zurück und ließ sich nieder. Aus dem Haufen der Briefe, die ihm auf seine Zeitungsanzeige zugegangen waren, fischte er das Schreiben Erlas heraus und überflog es noch einmal, wobei er sich einen Zwicker auf sein plattes Näschen hieb. Er betrachtete auch noch einmal das Lichtbild, verglich es mit Erla, schmunzelte und rieb sich mit Daumen und Zeigefinger die Oberlippe. „Fein sehnse aus, Fräulein!“

„Rickenbach!“ fügte Erla freundlich hinzu.

„Ja, Rickenbach. — Nu passense mal auf, Fräulein. Die Sache is' nämlich die: Ich brauche jemanden, der Englisch und Französisch spricht — gut spricht, richtig spricht — und mir keine Schande macht, wenn er bei hohen Herrschaften mein Gerede verdolmetschen muß. Ich habe viel in England zu tun, auch in Frankreich, manchmal auch in der Schweiz und in Holland. Auf Reisen werdense also häufig sein. — Habense Anhang?“

„Meine Eltern.“

Szamtes lächelte väterlich. „Ich meine — bidde, verstehense mich recht! — ich meine a n d e r n Anhang?“

„Nein.“

„Das is' gut! So'n Anhang stört gräßlich!“

„Ich bin vollkommen frei, Herr Szamtes, und kann über meine Zeit verfügen, wie ich will.“

„Schön! — Englisch und Französisch könnense?“

„Ja.“

„Redense mal!“

Erla überschüttete ihn mit einem französischen und englischen Wortschwall. Sie erzählte, daß sie als halbwüchsiges Mädel sehr viel in England und danach fast zwei Jahre in Genf gelebt habe. Sie glaube also, gut und richtig beide Sprachen sprechen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen.

Ein stilles Zimmer. Bilder an der Wand
von Menschen, Jahreszeiten, Meer und Land.
Jugend und Liebe Bilder. Abendlicht
fällt über Bücherrücken auf die Hand
einsamen Manns, dessen Gesicht
Dämmerung hüllt. Uhrschritt läuft durch das Schweigen.
Der Einsame hebt grüßend seine Hand.
Doch eh' sich noch die Bilder zu ihm neigen,
wird auch schon er zum Bilde an der Wand.

W i l h e l m v o n S c h o l z.

Das unsterbliche „Peterle“.

Zu Peter Roseggers 10 jährigem Todestage am 26. Juni.

Von Dr. phil. Otto Lichthardt.

„Ich bin ein armer Hirtenknab',
der Wald, das grüne Feld,
mein Brotsack und mein Birkenstab
ist meine ganze Welt.“

Unsere Zeit ist nicht reich an Volksdichtern. Unsere Zeit leidet an einer Überschätzung des Intellektuellen, des Krankhaften und des Technischen. Wir haben die Verbindung mit der Mutter Erde verloren, das Urwüchsige ist uns fremd. Wie aber Anteus Kraft nur gewann durch die Berührung mit der mütterlichen Erde, so können auch wir nur wieder gesunden durch ein Zurückgehen auf die wahren Quellen unseres Volkstums. Peter Rosegger war eine solch klar und stark sprudelnde Quelle. Alle seine Kraft sog er aus seiner steierischen Heimat, aus den Wäldern und Bergen dieses schönen Flecken Erde und alle Kraft strömte wieder zurück zu seinem Volke. Wie leuchten die Augen unserer Kinder, wie schlagen unsere Herzen, wenn wir in seine starken von Gebirgsluft würzigen Schriften blicken, wenn wir fühlen, daß da einer schreibt, dem Natur und Dichten, Leben und Schaffen eins waren. Daß da einer schreibt, der sich durch Erfolge nicht beirren ließ, der immer das kleine Peterl, der Waldbauernbub, blieb, der er in seiner harten, aber dennoch schönen Jugend gewesen ist. Er hat die höchste Aufgabe, die ein Dichter zu erfüllen hat, verwirklicht. Durch sein dichterisches Schaffen zu bessern und zu läutern, zu begeistern und zu trösten.

In einem einsamen Bauernhofe Obersteiermarks wurde Peter Rosegger am 31. Juli 1843 geboren. Ganze 23 Häuser zählte das Gebirgsdörfchen, als das Peterl als Erstgeborener des Waldbauern Lorenz Rosegger zur Welt kam. Von früher Jugend auf lernte er den Ernst des Lebens kennen, mußte sich und seinem schwächlichen Körper die größten Strapazen zumuten. Sein Vater war ein strenger Mann, die Gebirgsbauern sind keine weichen Naturen, sie müssen in harter Arbeit kärgliches Brot dem widerstrebenden Boden abgewinnen. Wie oft hat Rosegger später in seinen Schriften von seiner Jugend erzählt, von den Schlägen, die er bekommen hat, von der anstrengenden Arbeit, aber auch von tiefen Freuden, die das Leben in der Natur und das Leben mit den Tieren ihm bereiteten. Schauen und Träumen waren ihm Herzensbedürfnis. Das Träumen und Sinnen hat ihm manche Strafe eingetragen, und oft mußte er mit dem Stock des Vaters Bekanntschaft machen, wenn er wieder einmal statt auf die Herde aufzupassen, sich im Reiche der Phantasie befand. Und als er einmal den Suppentopf umgeworfen hatte und in seiner Angst die Katze dafür verantwortlich machte, da mußte er von seiner Mutter unter Schlägen hören: „Ja, dieselb' Katz' hat zwei Füß' und kann lügen“. Der größte Eindruck seiner Jugend war der erste Kirchenbesuch. Tags darauf predigte er seiner Schafherde, und der erstaunte Knecht wußte nicht, was er davon halten sollte. Gar schlimm wurde es mit ihm, als er durch einen Zufall von einem stellenlosen Schulmeister Lesen und Schreiben beigebracht bekam. Von da ab war es sein Höchstes, Bücher aufzustöbern und alles zusammen zu lesen, was ihm unter die Augen kam. Kein Wunder, daß die Eltern und die Bauernnachbarn etwas verächtlich über den Fabulierer dachten und daß sie nichts Rechtes mit seiner Zukunft anfangen konnten. Zum Bauern war er zu schwächlich, was soll nun der Junge werden? Man hatte zufällig bemerkt, daß er geschickte Hände hatte, und da entschloß man sich, ihn Schneider werden zu lassen. So wurde er einem Schneider in die Lehre gegeben und die Blätter seines ersten Büchelchens hatte er mit fachkundiger Hand selbst zusammengeheftet.

Seine ganze Sehnsucht war es, in die Stadt zu kommen. Ein unermüdlicher Bildungsdrang trieb ihn trotz einer 15—16stündigen täglichen Berufsarbeit zu lesen, zu lernen und immer wieder zu lesen. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß der Feuilletonredakteur der „Grazer Tagespost“ von diesem begabten Waldbauernbub hörte. Er ließ sich Arbeiten kommen und setzte sich für Peterl in den Spalten seiner Zeitung ein. In zwei Feuilletons der „Tagespost“ erzählte der Feuilletonredakteur Swoboda die einfache Geschichte Roseggers und pries seine dichterische Begabung. Dann fügte er hinzu: „Der Zweck dieser Zeilen ist es auch, für den armen Rosegger unsere Leser einzunehmen und zu veranlassen, daß ihn eine rettende Hand aus dem Alpendorfe, wo er jetzt unter Entbehrungen lebt, in einen Wirkungskreis stelle, wo sich sein Talent besser entwickeln kann. Große Opfer werden ja von dem eventuellen Mäzenas nicht gefordert. Dieser Mäzenas kann auch — ein Grazer Schneidermeister sein, der dem armen, hübschen Jungen in seinem Atelier Arbeit und Verdienst gibt, denn Rosegger ist nicht nur Dichter, sondern auch Schneider.“ Die Worte des Redakteurs hatten vollen Erfolg, und es dauerte nicht lange, da konnte das Peterle seinen Ranzen packen und in die Hauptstadt einziehen. Jetzt konnte er sich nach Herzenslust bilden, und nach einem kurzen Gastspiel im Kaufmannsberufe konnte er sich ganz dem Dichterberufe widmen.

In unermüdlicher Schaffenskraft entstand Werk auf Werk. Zwei Fragen tauchen immer wieder in seinen Werken auf: die soziale Bauernfrage und die religiöse Frage. Als Bauer wurde er geboren und Bauer ist er immer geblieben. Den schweren Existenzkampf der Bauern hatte er am Schicksal seines Vaters miterleben müssen, der im Kampf um die Scholle unterlag. Aber nicht nur die traurigen Seiten des Bauernlebens hat er geschildert. In seinen lustigen Erzählungen zeichnet Rosegger das deutsche Bauerntum mit köstlichem Humor. Eine besondere Note erhalten seine Romane und Erzählungen durch das volkstümliche Schriftdeutsch, durch das viele nur im Volke vorkommenden Ausdrücke und Worte für immer festgehalten sind. Aber er ist nicht immer nur der steirische Heimatdichter geblieben. Im Boden seiner Heimat wurzelnd, ist er über sie hinausgewachsen, immer höher und höher, bis er der volkstümliche Dichter des ganzen Deutschland wurde. Die Ehren, die ihm bei seinem 70. Geburtstage zuteil wurden, brachten ihm die freudige Gewißheit, daß sein Schaffen fruchtbaren Boden gefunden hat. Das Peterle, der Waldbauernbub, wird noch viele deutsche Generationen erheben und erfreuen.

Lolitas Heimkehr.

Skizze von Kurt Münzer.

Im geregelten Hause des gestrengen Vaters hieß die Älteste Charlotte. Und nur zärtliche Tanten, die Freundinnen riefen sie Lottchen. Aber das war ihr fast noch schmerzlicher, das klang so hoffnungslos nach Provinz und Bürgerlichkeit. Sie hatte ja genug gelesen, heimlich und nächtlich, hatte Zeitungen aus der Welt in der Hand gehabt: sie wußte so viel, ahnte Wunderbares, fühlte in sich alle Möglichkeiten extravaganten Erlebens.

Es ließ auch wirklich nicht auf sich warten, es kam, als sie erst achtzehn war, auf der Reise, die sie mit Bürgermeisters machen durfte, nach Italien! In den Boboligärten von Florenz sah sie ihn zum erstenmal; dann saß man gemeinsam im Zuge nach Pisa, er stellte sich vor, schloß sich an. Und im Sommer kam er in das kleine Städtchen und freite um sie. Und schon auf den Besuchskarten, die er alsbald drucken ließ, hieß es: Doktor Magnus Brand und Frau Lolita . . .

Mit diesem Namen war Charlotte verwandelt. Alsbald fand sie sich, zum Erstaunen sogar des verliebten Mannes, vollendet in den Schick, die Eleganz, den leichten Stil der Weltstadt, in die ihre Heirat sie versetzte. Sie hatte ihr Element gefunden. Was bei anderen Übung, Training, Zwang war, war ihr naturgemäß und angeboren.

Ihr Mann liebte sie. Aber er hatte einen zeitraubenden Beruf, er war ein begehrter Anwalt, und seine Kundschaft in Industrie- und Bankkreisen nahm ihn oft bis in die Nacht hinein in Anspruch. Lolita war viel allein. Ihr Mann gefiel ihr, und das war wohl alles. Er war zu früh gekommen, sie war noch nicht reif gewesen für die große Passion, das schmerzhaft tiefe Gefühl. Sie wußte noch nicht, was Liebe ist.

Liebe, die sie selbst empfand, hätte sie geschützt. Aber so ging sie unbewahrt und empfänglich sogar in das Land der Gefahren, in die Vergnügungen der großen Welt: sie tanzte, trieb Sport, fuhr Auto, sie reiste — und oft allein, wenn ihr Mann von Verhandlungen und Sitzungen beansprucht war. Und eines Tages — nach kaum einjähriger Ehe, im Wissen um alle Heimlichkeiten des geselligen Treibens — lächelte sie sogar über ihre Treue . . . Sie war eine von den Wenigen geblieben, die feste Grenzen im Verkehr mit Männern zog, sogar ihr Flirt war nur oberflächlich. Man begann — statt sie zu bewundern — sie zu bespötteln. Und schließlich — lachte sie mit.

Diese Wandlung in ihr ging vor am Lido, wohin sie mit Bekannten gereist war. Und am Lido erlebte sie die schicksalhafte Begegnung.

An einem herrlichen Junimorgen kam sie so früh auf die Terrasse des Hotels, daß die Tische noch nicht zum Frühstück gedeckt waren. Die Sonne stand noch tief dort, wo sie Griechenland ahnte. Der unendlich hohe reine Himmel war blauer Duft, goldbeseelt, das Meer eine Schale Azur, und alles feste Land schien aufgelöst in diese schwebende Bläue.

Aber nicht sie allein schaute beglückt in dieses Wunder der Morgenfrühe. Vorn an der Balustrade stand ein Herr, der sich umwandte, als er sie hörte. Sie hatte ihn noch nicht gesehen, er mußte gestern abend angekommen sein, während sie tanzte. Sie sah ein geistig beseeltes Antlitz, und in den hellen Augen, die sich auf sie richteten, war ein ihr unbe-

kannter Ausdruck, ein Blick wie von weither, durchaus dieser materiellen Welt entrückt, ein Blick durch alles Feste hindurch in das Wesentliche. Und etwas wie Scham, ein neues Gefühl, zog in Lolitas Herz.

Angezogen von rätselhafter Kraft, ging sie auf den Fremden zu. Er lächelte. Jetzt war ihr, als kenne sie ihn längst. Und ganz selbstverständlich sagte sie zu ihm, französisch: „Welche Herrlichkeit der Erde!"

Er antwortete in derselben Sprache. Sie sah ihn unverwandt an. Der Zauber seiner Persönlichkeit umfing sie sofort. Es war der Zauber einer Andersweltlichkeit. Aber statt demütig zu warten, sich zu ergeben, begann Lolita, sich mit den Waffen ihrer Welt zu rüsten. Und mit dem Aufgebot aller Koketterie leitete sie sofort einen Flirt mit dem Fremden ein, wie sie ihn bisher noch nie versucht. Aber dieser Mann war es wert. Und sie lächelte, handhabte ihren berühmten Augenaufschlag, setzte sich und zeigte die vollendete Form ihrer Beine. Sie ließ ihre schönen jungen Schultern spielen und offenbarte den wunderbaren Augen des Fremden ihren schlanken geschmeidigen Körper.

Der Fremde sah sie an. Sie erschauerte plötzlich. Ging dieser Blick nicht durch sie hindurch, als sei sie nur ein lächerliches Abbild einer größeren Idee dahinter? Sah er sie überhaupt? War er so kalt, so verwöhnt? Und während die Kellner begannen, die Tische zu rüsten, entfaltete sie in größtem Stil ihre verführerischen Künste. Sie mußte ihn gewinnen, diesen seltsamen Mann. Und schon sah sie sich beneidet von ihren Freundinnen um diesen Geliebten und von den anderen Abgewiesenen um so leidenschaftlicher umworben.

Zu allem bereit, neigte Lolita sich ihm entgegen, sie hielt ihm ihren gebräunten Nacken hin, bot ihn seinem Blick und Munde dar — da wandte er sich um. Mit leisem Schritt kam ein Mädchen in Pflegerinnentracht zwischen den Tischen heran, sanft lächelnd, sie brachte Hut und Stock.

Der Herr sagte zu Lolita: „Ich werde Sie wieder sprechen, Gnädigste? Es ist so lieb von Ihnen, einem Blinden Ihre liebenswürdige Gesellschaft zu gewähren."

Und wie er jetzt die Hände nach Hut und Stock ausstreckte, unsicher, suchend, tastend, da erst merkte sie: sie hatte ihre Schönheit vor einem Blinden spielen lassen . . .

Scham ist die letzte Probe auf den Menschen. Wie er auf sie reagiert, das beweist sein Eigentliches.

Lolita brannte in Scham, in Beschämung und Demütigung. In der Glut dieses Gefühls wollte sie zuerst die Welt ganz aufgeben, wollte nichts mehr wissen, am wenigsten von sich selbst. O, wie sich selbst entgehen können!

Und da fand sie den Weg dazu. Sie reiste heim. Und am Abend ihrer Heimkehr sagte sie: „Magnus, bitte, nicht mehr Lolita. Laß mich doch wieder — wie als Kind — Charlotte heißen. Lolita verpflichtet zu so viel."

Das sagte sie lachend, und das hieß: sie war über Nacht gereift; sie hatte den Schmerz erfahren, die Taufe des Schamgefühls; sie hatte sich selbst gefunden; sie hatte ihren Mann gefunden; sie wußte jetzt, daß sie ihn liebte. Charlotte: das war wie eine Heimkehr aus den gefährlichen Bezirken der gesetzlosen großen Welt in die Sicherheit und den Frieden der häuslichen und geregelten.

 Bunte Chronik 

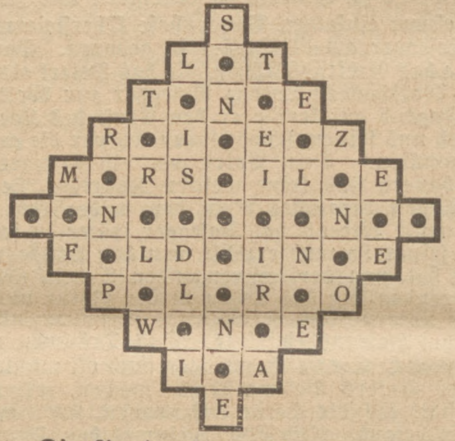
* **Eva und der neue Hut.** Eine ungeheure Aufregung setzte dieser Tage die Bewohner des französischen Städtchens Levallois in Bewegung. In dem vornehmsten Hotel der Stadt war ein elegant gekleidetes Ehepaar abgestiegen und bewohnte natürlich das teuerste Zimmer. Eines Abends nun hörten Passanten auf der Straße lautes Sprechen und Schelten aus diesem bewußten „besten Zimmer" durch die geöffnete Balkontür dringen und sahen sich verständnisinnig lächelnd an. Aha, dachten sie, also auch bei den feinen Leuten, die in einem so vornehmen Hotel wohnen und offensichtlich Geld wie Heu haben, gibt es eheliche Szenen! Wer beschreibt aber ihren Schrecken, als plötzlich die Dame mit fliegenden Haaren auf dem Balkon erschien und, sich mit einem gellenden Aufschrei über die Brüstung schwingend, in die Tiefe stürzte! Glücklicherweise war das Zimmer im ersten Stock des Hotels und nicht allzuhoch über dem Erdboden gelegen. Immerhin trug die Dame eine schwere Gehirnerschütterung davon und wurde bewußtlos ins Krankenhaus geschafft — Da das Zimmermädchen und der Pikkolo des Hotels übereinstimmend behaupteten, gesehen zu haben, daß der Ehemann mit einem Messer hinter seiner Frau hergelaufen sei und sie zu erstechen gedroht habe, so kehrte sich der ganze Zorn einer aufgeregten Zuschauermenge gegen ihn, und nur durch ein starkes Polizeiaufgebot konnte er vor dem Gelynchtwerden bewahrt werden. Er wurde ins Gefängnis gebracht und die Anklage wegen Mordversuchs gegen ihn erhoben. Er verteidigte sich nun damit, und die inzwischen ins Bewußtsein zurückgekehrte Gattin bestätigte seine Erzählungen, daß er keineswegs Mordabsichten auf seine Ehehälfte gehabt habe und daß er nicht mit einem Messer hinter ihr hergelaufen sei, sondern mit einer Rechnung! Die Gattin habe sich in drei Tagen fünfundzwanzig Hüte gekauft, ohne ihm etwas davon zu sagen, und als die Rechnung für diese Modeschlemmerei eintraf, habe er ihr in berechtigtem Zorn die Nota um die Ohren schlagen wollen! Das habe sie falsch aufgefaßt und sei in ihrer Angst über den Balkon gesprungen. — Schluchzend gelobte die putzsüchtige Eva Besserung, und das versöhnte Ehepaar konnte ungestörten Abgang halten.

✳ Lustige Rundschau 

* **Not.** Jammert Miesel: „So ist die Welt. Wenn man in Not ist, borgt einem niemand etwas. Dabei kenne ich doch die ganze Stadt." — Meint Maffel: „Aber auch die ganze Stadt kennt dich."

 Rätsel-Ecke 

Diamant-Rätsel.



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen und zwar derart, daß wagerecht zu lesende Wörter entstehen. Sind es die richtigen Wörter, so ist die längste senkrechte mit der längsten wagerechten Linie gleichlautend.

*

Scherz-Rätsel.

3 Sessel und 2 Brücken und 5 Kirchen und 7 Bürgen geben mit 14 Heiligen: 1. einen Berg, 2. und 3. zwei Städte, 4. eine frühere ungarische Provinz (jetzt rumänisch), 5. einen Wallfahrtsort.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 128

Irrgarten:

Wende dich zuerst nach rechts und gehe dann bis zur äußersten rechten Seite.

*

Reimergänzungs-Rätsel:

Viel versprechen, wenig halten,
Fremde Güter schlecht verwalten,
Gott und seinen Glauben schmähen,
Aber sich zum Gott aufblähen,
Wahllos sein in seinen Mitteln,
Stets nur lästern und bekriteln,
Wenig schaffen, Phrasen drechseln,
Vielleicht „nein" mit „dein" verwechseln,
Großer Aufwand, frecher Pump,
Und — schon fertig ist der Lump!

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.